

# Einleitung ★ Hundert Stunden mit Fidel



© Rotbuch Verlag

Es ist zwei Uhr morgens, und wir haben bereits viele Stunden miteinander gesprochen. Wir befinden uns in seinem persönlichen Büro im Revolutionspalast, einem großen, einfach ausgestatteten Raum mit breiten Fenstern hinter hellen Vorhängen, die auf eine große Terrasse führen, von der aus man auf eine Hauptstraße Havannas blickt. An der hinteren Wand steht ein riesiges Bücherregal, davor ein langer, massiver Arbeitstisch, übersät mit Büchern und Dokumenten. Alles sehr ordentlich. Zwischen den Büchern, auf Regalen oder kleinen Tischen an beiden Seiten eines Sofas befinden sich eine Bronzefigur und eine Büste des »Apostels« José Martí, eine Statue des »Befreiers« Simón Bolívar, eine weitere des Marschalls Antonio José de Sucre und eine Büste von Abraham Lincoln.

In einer Ecke steht eine aus Draht gearbeitete Skulptur des Don Quichotte auf dem Rücken von Rosinante. Und an den Wänden hängen außer einem großen Ölgemälde von Camilo Cienfuegos, einem seiner wichtigsten Leutnants in der Sierra Maestra, drei gerahmte Dokumente: ein handgeschriebener Brief von Bolívar, ein signiertes Foto von Hemingway mit einem riesigen Schwertfisch (»Für Dr. Fidel Castro, auf dass er einen solchen in den Gewässern von Cojímar fange. In tiefer Freundschaft, Ernest Hemingway«) sowie eine Fotografie seines Vaters, Don Ángel, bei seiner Ankunft 1895, der aus seinem fernen Galicien nach Kuba gekommen war.

Mir gegenüber sitzend, groß, korpulent, mit einem fast weißen Bart und seiner immerwährenden tadellosen olivgrünen Uniform, ohne jede Auszeichnung oder Dekoration, antwortet Fidel ruhig und ohne eine Spur von Müdigkeit, trotz der späten Stunde. Manchmal ist seine Stimme so leise wie ein Flüstern, sodass ich ihn kaum verstehen kann. Es ist Ende Januar 2003, und wir haben mit dem ersten Teil unserer langen Gespräche begonnen, die mich bis in den Dezember des Jahres 2005 hinein immer wieder nach Kuba führen werden.

Die Idee für diesen Dialog ist ein Jahr zuvor geboren worden, im Februar 2002. Ich war nach Havanna gekommen, um im Rahmen der Buchmesse eine Konferenz abzuhalten. Auch Joseph Stiglitz war da, der 2001 den Nobelpreis für Wirtschaft erhalten hatte. Als Fidel ihn mir vorstellte, sagte er: »Er ist Wirtschaftswissenschaftler, und er ist US-Amerikaner, aber er ist der radikalste, den ich bisher kennengelernt habe. An seiner Seite bin ich regelrecht moderat.«

Wir sprachen über die neoliberale Globalisierung und über das Weltsozialforum in Porto Alegre, von wo ich gerade kam. Fidel wollte alles darüber wissen. Die debattierten Themen, die Seminare, die Teilnehmer, die Perspektiven ... Er drückte seine Bewunderung für diese Bewegung aus: »Es ist eine neue Generation von Rebellen geboren, und viele von ihnen sind Nordamerikaner. Sie nutzen neue Formen, andere Methoden des Protestes. Und sie machen die Herren der Welt zittern. Ideen sind wichtiger als Waffen. Um die Globalisierung zu bekämpfen, muss man alle Argumente nutzen – mit Ausnahme der Gewalt.«

Wie immer sprudelte Fidel nur so vor Ideen. Stiglitz und ich hörten ihm begeistert zu. Er hatte eine alles umfassende Sicht der Globalisierung, analysierte ihre Folgen und die Mittel, sich ihr zu stellen, mit Argumenten von einer Modernität und Cleverness, die seine von Biografen viel zitierten Qualitäten deutlich machten: seinen Sinn für Strategie, seine Fähigkeit, eine konkrete Situation zu erfassen und zu bewerten, und seine blitzartigen Analysen. All das gespickt mit der gesammelten Erfahrung aus vielen Jahren des Regierens, des Widerstandes und des Kampfes.

Während ich ihm zuhörte, erschien es mir ungerecht, dass die jüngeren Generationen so wenig über sein Leben und seinen Weg wissen und dass sie – unbewusste Opfer der anhaltenden Propaganda gegen Kuba –, in Europa vor allem engagiert in der alternativen Umweltbewegung, ihn manchmal als Relikt des Kalten Krieges betrachten, als Staatsmann einer überwundenen Etappe der Zeitgeschichte, der wenig zu den Kämpfen des 21. Jahrhunderts beitragen kann.

Bei vielen, auch innerhalb der Linken, weckt Kuba heute Argwohn, Kritik und Opposition. Und obwohl die Kubanische Revolution in Lateinamerika bei sozialen Bewegungen und bei vielen Intellektuellen noch immer Begeisterung findet, ist sie in Europa ein Streitobjekt. Ein leidenschaftliches Thema, das spaltet. Es wird immer schwieriger, jemanden – für oder gegen Kuba – zu finden, der, wenn es um eine Bilanz geht, ernst und leidenschaftslos eine Meinung abgeben kann.

Ich hatte gerade ein kurzes Buch über Gespräche mit dem Subcomandante Marcos herausgebracht, dem romantischen und galaktischen Held der mexikanischen Zapatisten. Fidel hatte es gelesen, und es hatte ihn interessiert. Ich schlug dem kubanischen Comandante vor, etwas Ähnliches mit ihm zu machen, aber sehr viel ausführlicher. Er hat seine Memoiren nicht geschrieben, und es ist ziemlich sicher, dass er dies aus Zeitmangel auch nicht mehr tun wird.

## »Haben Sie nichts Wichtigeres zu tun?«

Es würde eine Art »zweistimmiger Biografie« werden, ein politisches Vermächtnis, eine in Form eines Gespräches von ihm selbst im Alter von achtzig Jahren gezogene Bilanz seines Lebens – mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Sturm auf die Moncada-Kaserne in Santiago de Cuba im Juli 1953, wo in gewissem Sinne sein öffentliches Heldenepos begann.

Nur wenige Menschen haben es zu dem Ruhm gebracht, lebend in Geschichte und Legende einzugehen. Fidel ist einer von ihnen. Er ist das letzte »heilige Monster« der internationalen Politik. Er gehört jener Generation der mythischen Aufständischen an – Nelson Mandela, Ho Chi Minh, Patrice Lumumba, Amílcar Cabral, Che Guevara, Carlos Marighela, Camilo Torres, Mehdi Ben Barka –, die, einem Ideal von Gerechtigkeit folgend, sich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg mit Leidenschaft und Hoffnung in politische Aktionen stürzten, um eine Welt der Ungleichheiten und Diskriminierungen, gezeichnet vom Beginn des Kalten Krieges zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten, zu verändern. Wie Tausende Intellektuelle und fortschrittlich denkende Menschen überall auf der Welt – unter ihnen die brilliantesten Köpfe – war diese Generation davon überzeugt, dass der Kommunismus der Beginn einer strahlenden Zukunft war und dass Ungerechtigkeit, Rassismus und Armut in weniger als einem Jahrzehnt von der Erdoberfläche verschwunden sein würden.

Die halbe Welt war damals in Bewegung. In Vietnam, Algerien, Guinea-Bissau – überall erhoben sich die unterdrückten Völker. Noch immer lag in weiten Teilen die Schande des Kolonialismus über der Menschheit. Fast ganz Afrika und ein großer Teil Asiens waren noch immer von den westlichen Imperien dominiert und ihnen unterworfen. Zur gleichen Zeit wurden die lateinamerikanischen Nationen, formal seit 150 Jahren unabhängig, von privilegierten Minderheiten ausgebeutet und unterlagen vielfach dem Joch brutaler Diktatoren (Batista in Kuba, Trujillo in der Dominikanischen Republik, Duvalier in Haiti, Somoza in Nicaragua, Ydígoras in Guatemala, Pérez Jiménez in Venezuela, Stroessner in Paraguay ...), die mit Unterstützung aus Washington an die Macht gekommen waren.

Fidel hörte sich meinen Vorschlag mit einem leichten, fast belustigten Lächeln an. Argwöhnisch sah er mich an und fragte ironisch: »Wollen Sie wirklich Ihre Zeit damit verschwenden, mit mir zu plaudern? Haben Sie nichts Wichtigeres zu tun?« Natürlich verneinte ich das. Dutzende Journalisten aus aller Welt, unter ihnen die bekanntesten, warten seit Jahren auf eine Gelegenheit, mit Fidel zu sprechen.

Was kann es Wichtigeres geben für einen Journalisten als ein Gespräch mit einer der herausragendsten historischen Persönlichkeiten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Schließlich gilt Fidel Castro als der am längsten amtierende Staatsmann der Geschichte. Zum Vergleich lässt sich heranziehen, dass am 8. Januar 1959, demselben Tag, an dem Fidel mit zweiunddreißig Jahren nach dem Sieg über Batista in Havanna einmarschierte, in Frankreich General Charles de Gaulle sein Amt als erster Präsident der Fünften Republik antrat.

Fidel Castro musste sich mit nicht weniger als zehn US-amerikanischen Präsidenten anlegen (Eisenhower, Kennedy, Johnson, Nixon, Ford, Carter, Reagan, Bush senior, Clinton und Bush junior). Er unterhielt persönliche und oft freundschaftliche Beziehungen zu einigen der wichtigsten Staatsmänner, die den Lauf der Welt nach 1945 geprägt haben (Nehru, Nasser, Tito, Chruschtschow, Olof Palme, Willy Brandt, Ben Bella, Boumedienne, Arafat, Indira Gandhi, Salvador Allende, Breschnew, Gorbatschow, Mitterrand, Jiang Zemin, Johannes Paul II., König Juan Carlos, Nelson Mandela usw.). Und er hat einige der wichtigsten Intellektuellen und Künstler unserer Zeit kennengelernt (Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Ernest Hemingway, Graham Greene, Arthur Miller, Pablo Neruda, Jorge Amado, Oswaldo Guayasamín, Henri Cartier-Bresson, Oscar Niemeyer, Julio Cortázar, José Saramago, Gabriel García Márquez, Claudio Abbado, Kommandant Cousteau, Harry Belafonte, Angela Davis, Jesse Jackson, Danielle Mitterrand, Costa-Gavras, Gérard Depardieu, Danny Glover, Robert Redford, Jack Nicholson, Steven Spielberg, Eduardo Galeano, Diego Maradona, Oliver Stone, Noam Chomsky und viele andere).

Unter seiner Führung hat sein kleines Land (100 000 Quadratkilometer und elf Millionen Einwohner) es erreicht, eine weltweit beachtete Politik zu betreiben, die sogar die Vereinigten Staaten auf Trab gehalten hat, deren Machthaber es weder geschafft haben, ihn zu stürzen, noch, ihn zu beseitigen, ja nicht einmal, die Richtung der Kubanischen Revolution zu verändern.

Im Oktober 1962 befand sich die Welt am Rand des Dritten Weltkrieges – aufgrund der Haltung der US-amerikanischen Regierung, die gegen die Errichtung von sowjetischen Nuklearraketen auf Kuba protestierte. Deren Funktion bestand vor allem darin, das Land zu verteidigen und eine erneute Landung – wie die im Jahr 1961 in der Schweinebucht, aber diesmal direkt von den USA ausgeführt, mit dem Ziel, das kubanische Regime zu stürzen – zu verhindern.

Seit 1960 führen die Vereinigten Staaten einen Wirtschaftskrieg gegen Kuba und legen dem Land – trotz der immer stärkeren Opposition innerhalb der UNO – ein verheerendes Handels- und Finanzembargo auf, das in den 90er-Jahren durch das Torricelli- und das Helms-Burton-Gesetz und im Jahr 2004 noch einmal durch die Bush-Administration verschärft wurde. Dies geschieht mit der Absicht, eine normale Entwicklung zu verhindern und die schwierige wirtschaftliche Situation des Landes zu verschärfen, mit tragischen Folgen für die kubanische Bevölkerung. Darüber hinaus führen die Vereinigten Staaten einen permanenten ideologischen und medialen Krieg über die mächtigen Sender Radio Martí und TV Martí, die in Florida installiert wurden, um die Insel wie in den schlimmsten Zeiten des Kalten Krieges mit Propaganda zu überfluten. Die Vereinigten Staaten finanzieren im Ausland Gruppen, die gegnerische Propaganda über Kuba verbreiten, häufig über Tarnorganisationen wie die NED (National Endowment for Democracy), eine »NGO«, die im Jahr 1983 von Ronald Reagan gegründet wurde.

Zum Beispiel hat die NED, nach Angaben der US-amerikanischen Nachrichtenagentur Associated Press, im Jahr 2005 2,4 Millionen US-Dollar an Organisationen verteilt, die in Europa für einen Regierungswechsel in Kuba kämpfen. Auf der anderen Seite hat die USAID (United States Agency for International Development), die direkt der Regierung der Vereinigten Staaten untersteht, seit 1996 mehr als fünfundsechzig Millionen Dollar an kubafeindliche Gruppen vorwiegend in Florida verteilt. Im Mai 2004 schuf die Bush-Administration einen zusätzlichen Fonds von achtzig Millionen Dollar für die Stärkung und Unterstützung dieser Gruppen. Dutzende von Journalisten in aller Welt werden dafür bezahlt, erfundene Informationen über Kuba zu verbreiten.

Ein Großteil dieser Summen wird darauf verwendet, terroristische Organisationen zu finanzieren, die der kubanischen Regierung feindselig gegenüberstehen – Alpha 66 und Omega 7 unter anderem – und die ihren Sitz in Florida haben. Sie unterhalten Trainingscamps, aus denen unaufhörlich bewaffnete Kommandos auf die Insel geschickt werden, um dort Sabotage und Attentate auszuführen – all dies mit stillschweigendem Einverständnis der Regierung der Vereinigten Staaten. Kuba ist eines der Länder, das in den letzten vierzig Jahren die meisten Opfer durch Attentate zu verzeichnen hatte (mehr als 3500 Tote und 2000 auf Lebenszeit Versehrte) und das am meisten unter Terrorismus gelitten hat.

Unter Missachtung der Souveränität Kubas und mit der Auffassung, es handele sich bei der Insel – sagen wir einmal – um eine »innere Angelegenheit«, hat Washington nicht gezögert, im Jahr 2005 einen »Koordinator für den Übergang in Kuba« zu ernennen, und zwar Caleb McCarry, der zuvor für Afghanistan zuständig war.

Am 10. Juli 2006 forderte ein Bericht der »Hilfskommission für ein Freies Kuba«, dem u. a. die Außenministerin Condoleezza Rice und Carlos Gutiérrez, der Handelsminister der USA, vorstehen, alles Notwendige dafür zu tun, »dass die Strategie der Nachfolge des Castro-Regimes nicht von Erfolg gekrönt ist«. Das Dokument, das den Betrag, mit dem die Vereinigten Staaten ihre Verbündeten auf der Insel unterstützen – jene, die der US-amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway in einem ganz anderen Kontext als »fünfte Kolonne« bezeichnet hatte –, auf mehr als 62,8 Millionen Euro festlegt, ordnet an, dass diese Summe direkt den »Dissidenten« an die Hand gegeben wird. Diese erhalten eine spezielle Ausbildung, und ihnen wird Ausrüstung und Material zur Verfügung gestellt.

Es handelt sich um den nicht zu leugnenden Versuch der Einmischung einer Großmacht mit dem Ziel, ein kleines Land zu destabilisieren, und gleichzeitig um einen wahrhaftigen »Todeskuss« für die Oppositionellen. Denn, wie Ricardo Alarcón, der Präsident des kubanischen Parlaments, unterstrich: »Solange es diese Politik gibt, wird es Kubaner geben, die mit den US-Amerikanern konspirieren, die ihr Geld annehmen ... Ich kenne kein einziges Land, das eine solche Aktion nicht als Straftat bewerten würde.« Besonders wenn man bedenkt, dass der amerikanische Plan einen »geheimen Anhang ... aus Gründen der nationalen Sicherheit« enthält, um seine »effektive Umsetzung« zu garantieren. Was die »geheimen Maßnahmen« angeht, kennt die Geschichte Lateinamerikas – vom Chile Salvador Allendes bis zum Nicaragua der Sandinisten – keine Harmlosigkeit. Worum es hier zweifellos geht, ist ein »geheimer Krieg«.

Trotz der anhaltenden Angriffe seitens der Vereinigten Staaten und der mehr als 600 Anschläge auf sein Leben hat Fidel nie mit Gewalt geantwortet. In den letzten achtundvierzig Jahren hat es in den Vereinigten Staaten keinen einzigen von Kuba ausgehenden Akt der Gewalt gegeben. Im Gegenteil: Fidel erklärte am Tag der schrecklichen Angriffe gegen New York und Washington am 11. September 2001: »Ihre Haltung gegen uns verringert um nichts den tiefen Schmerz, den wir für die Opfer der terroristischen Angriffe des 11. September fühlen. Wir haben immer gesagt, dass, egal wie unsere Beziehungen zu der Regierung in Washington auch sein mögen, von dieser Insel niemals ein terroristischer Akt gegen die USA ausgehen wird.«

Und er hat ebenfalls hinzugefügt: »Sie sollen mir die Hand abhacken, wenn sie hier auch nur einen einzigen Satz finden, der das Volk der Vereinigten Staaten diskriminiert. Wir wären fanatische Ignoranten, würden wir die Menschen in den USA für die Differenzen zwischen unseren beiden Regierungen verantwortlich machen.«

## **»In einer umstellten Festung ist jede Form von Spaltung Verrat«**

Als Reaktion auf die ständigen Angriffe von außen hat die Regierung die Einheit innerhalb des Landes bis aufs Äußerste vorangetrieben. Sie hat das Prinzip der Einheitspartei aufrechterhalten, und Meinungsverschiedenheiten wurden zum Teil hart bestraft. Auf ihre eigene Weise hat sie sich das alte Motto des heiligen Ignatius von Loyola zu eigen gemacht: »In einer umstellten Festung ist jede Form von Spaltung Verrat.« Aus diesem Grund kritisiert Amnesty International im Jahresbericht 2006 das Verhalten der kubanischen Regierung in Bezug auf Freiheiten (Versammlungsfreiheit, Meinungsfreiheit, Reisefreiheit) und erinnert daran, dass es in Kuba weiterhin etwa »siebzig politische Gefangene« gibt. Welche Ursache es auch haben mag, es ist eine Situation, die nicht zu rechtfertigen ist. Das Gleiche gilt für die Anwendung der Todesstrafe, die in den meisten entwickelten Ländern abgeschafft wurde (mit den bemerkenswerten Ausnahmen der Vereinigten Staaten und Japans). Kein Demokrat kann die Existenz von politischen Gefangenen oder die Aufrechterhaltung der Todesstrafe akzeptieren.

Auf der anderen Seite enthalten die kritischen Berichte von Amnesty International keine Hinweise auf Fälle von Folter oder vom »Verschwinden« von Menschen in Kuba, von Morden an Journalisten, von politischen Verbrechen oder Demonstrationen, die von den Behörden mit Gewalt niedergeschlagen werden. Es gab auch seit 1959 keinerlei Volksaufstand. Die gleichen Berichte zeigen dagegen, dass in einigen Nachbarländern Kubas, die nicht die Aufmerksamkeit der großen Medien wecken – wie Guatemala, Honduras, die Dominikanische Republik, auch Mexiko, ganz zu schweigen von Kolumbien –, Frauen, Gewerkschafter, Oppositionelle, Journalisten, Priester, Bürgermeister und führende Persönlichkeiten aus der Zivilgesellschaft ermordet werden und die Mörder straffrei ausgehen, ohne dass diese Verbrechen in der weltweiten Presse größere Emotionen hervorrufen würden.

Dem wäre noch die ständige Verletzung der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte von Millionen Menschen in all diesen Staaten und in der großen Mehrheit der armen Länder weltweit hinzuzufügen: die skandalöse Kindersterblichkeitsrate, die geringe Lebenserwartung, Hunger, Analphabetismus, Obdachlosigkeit, Arbeitslosigkeit, Mangel an Hygiene und sanitären Einrichtungen, die Bettler, die Straßenkinder und die Barackensiedlungen, Drogen, Kriminalität und alle Arten von Verbrechen ... Erscheinungen, die in Kuba unbekannt oder zumindest kaum existent sind. So, wie es auch den offiziellen Personenkult in Kuba nicht gibt. Obwohl das Bild von Fidel in der Presse, im Fernsehen und auf der Straße sehr präsent ist, gibt es kein offizielles Fidel Castro oder einem anderen lebenden Anführer der Revolution gewidmetes Porträt, keine Statue, keine Münze, keine Straße, kein Gebäude und kein Monument.

Trotz der ständigen Angriffe von außen hat es dieses kleine Land, das so auf seine Souveränität bedacht ist, zu beachtlichen Resultaten im Bereich der menschlichen Entwicklung gebracht: Abschaffung des Rassismus, Emanzipation der Frau, Ausmerzung des Analphabetismus, drastische Reduzierung der Kindersterblichkeit, generelle Steigerung des kulturellen Niveaus ... Auf dem Gebiet der Bildung, der Gesundheit, der medizinischen Forschung und des Sports hat Kuba Ergebnisse erzielt, um die es viele entwickelte Länder beneiden.

Die kubanische Diplomatie gehört zu den aktivsten der Welt. In den Jahren 1960 bis 1970 hat Kuba die Guerillabewegungen in vielen Ländern Zentralamerikas (El Salvador, Guatemala, Nicaragua) und im Süden (Kolumbien, Venezuela, Bolivien, Argentinien) unterstützt. Seine Streitkräfte haben in vielen Teilen der Welt an militärischen Einsätzen von großer Tragweite teilgenommen, besonders in den Kriegen von Äthiopien und Angola. Der Eingriff in die Geschehnisse in Angola endete mit der Zerschlagung der Elitetruppen aus Südafrika, was zweifellos den Fall des rassistischen Apartheidregimes beschleunigt und zur Befreiung Nelson Mandelas geführt hat, der keine Gelegenheit auslässt, an seine Freundschaft mit Fidel

Castro und an seine Schuld der Kubanischen Revolution gegenüber zu erinnern.

In den 80er-Jahren setzte sich Kuba an die Spitze der Bewegung der blockfreien Staaten und führte eine intensive internationale Kampagne gegen die Zahlung der Auslandsschulden der lateinamerikanischen Länder. Nach dem Debakel der sozialistischen Länder in Osteuropa und dem Untergang der Sowjetunion 1991 brach eine schwere Zeit für die Kubanische Revolution an, die als »Sonderperiode« bezeichnet wurde. Zur Überraschung der Mehrheit ihrer Gegner schaffte sie es jedoch, zu überleben.

Zum ersten Mal in seiner Geschichte hängt Kuba nicht von einem Imperium ab; weder von Spanien noch von den Vereinigten Staaten noch von der Sowjetunion. Endlich völlig unabhängig, hat Kuba eine Art zweites politisches Leben begonnen, links von der internationalen Linken, in Partnerschaft mit allen progressiven Kräften weltweit, und hat sich der breiten Offensive gegen den Neoliberalismus und die Globalisierung angeschlossen.

Die Kubanische Revolution ist in diesem geopolitischen Kontext nach wie vor dank ihrer Erfolge und trotz ihrer beachtlichen Schwächen (wirtschaftliche Schwierigkeiten, kolossale bürokratische Inkompetenz, Korruption im kleinen Stil, Versorgungsmängel, Stromabschaltungen, chronische Transportprobleme, Wohnraumprobleme, Rationierungen, Härte im alltäglichen Leben und Einschränkung gewisser Freiheiten) eine wichtige Referenz für Millionen von Entrechteten auf diesem Planeten.

Auch wenn Kuba keinesfalls einen »Export« seines sozialpolitischen Modells anstrebt, so protestieren, kämpfen und sterben auch manchmal in zahlreichen Regionen der Welt Frauen und Männer bei dem Versuch, soziale Ziele zu erringen, wie sie die Kubanische Revolution erreicht hat. Dies wird vor allem in Lateinamerika deutlich, wo die Solidarität mit Kuba und der Zuspruch für Fidel Castro noch nie so stark waren.

Seit Hugo Chávez' Wahlsieg in Venezuela im Dezember 1998 haben demokratische Abstimmungen zur Wahl (oder Wiederwahl) linker Kandidaten geführt: Néstor Kirchner in Argentinien, Lula da Silva in Brasilien, Tabaré Vázquez in Uruguay, Martín Torrijos in Panama, René Préval in Haiti, Michelle Bachelet in Chile, Evo Morales in Bolivien, Daniel Ortega in Nicaragua und Rafael Correa in Ecuador. In anderen Ländern wurde der Sieg linker Kandidaten nur durch Wahlbetrug verhindert (z. B. im Juli 2006 in Mexiko der von Andrés Manuel López Obrador aufgrund von 0,56 Prozent der Stimmen!).

Diese Situation ist in Lateinamerika vollkommen unbekannt. Es ist noch nicht lange her, dass unter verschiedenen Vorwänden ein Militärputsch (der letzte Versuch war der vom 11. April 2002 gegen Hugo Chávez in Venezuela) oder eine direkte militärische Intervention der Vereinigten Staaten (wie 1989 in Panama gegen Präsident Manuel Noriega) jedwedes Projekt wirtschaftlicher oder sozialer Reformen schnell wieder beendete, ungeachtet der Zustimmung durch die Wählermehrheit. Man muss daran erinnern, dass demokratisch gewählte Regierungschefs, wie Jacobo Árbenz in Guatemala, João Goulart in Brasilien, Juan Bosch in der Dominikanischen Republik oder Salvador Allende in Chile, um nur die vier bekanntesten Fälle zu nennen, jeweils durch einen von den USA unterstützten Militärputsch – in den Jahren 1954, 1964, 1965 und 1973 – gestürzt wurden, um die Realisierung struktureller Reformen in Gesellschaften mit großer Ungleichheit zu verhindern. Reformen, die die Interessen der Vereinigten Staaten beeinträchtigt hätten und die – es war die Zeit des Kalten Krieges (1947–1989) – zu einer Veränderung im Kräfteverhältnis der Bündnisse beigetragen hätten, die Washington nicht zu dulden bereit war.

Im geopolitischen Kontext jener Zeit war Kuba das einzige linke Projekt, das es geschafft hatte, zu überleben. Aber wir haben gesehen, zu welchem Preis. Der Druck und die Aggressionen haben das Land gezwungen, härter zu werden als nötig und mehr als zwanzig Jahre lang – um der politischen Isolierung und der von den Vereinigten Staaten geförderten ökonomischen Strangulierung zu entkommen – eine wenig natürliche Allianz zur weit entfernten Sowjetunion zu bevorzugen, deren plötzliches Verschwinden im Dezember 1991 dem Land große Schwierigkeiten bereitet hat. Mit Ausnahme Kubas sind alle Versuche, Veränderungen im Hinblick auf Eigentumsverhältnisse umzusetzen und die Reichtümer dieses Kontinentes gerechter zu verteilen, brutal abgebrochen worden.

Warum akzeptieren die Vereinigten Staaten heute etwas, das sie jahrzehntelang nicht tolerierten? Warum kann heute eine rote (oder wenigstens eine rosa) Welle über so viele lateinamerikanische Staaten fluten, ohne wie früher gestoppt zu werden? Was hat sich verändert? Zunächst ist eines von entscheidender Bedeutung: das Versagen der manchmal sehr radikalen neoliberalen Erfahrungen der 90er-Jahre in ganz Lateinamerika. In vielen Ländern war diese Politik der Anlass für: mannigfache Privatisierungen, die damit den Ausverkauf von nationalem Vermögen zu Schleuderpreisen bedeutet haben; übergroße Korruption; schamlose Plünderungen; massive Verarmung der mittleren und unteren Bevölkerungsschichten; Zerstörung ganzer Bereiche der nationalen Industrien und schließlich die Rebellion der Bürger. In Venezuela, Bolivien, Ecuador, in Peru und Argentinien haben Volksaufstände dazu geführt, dass Präsidenten zurücktreten mussten, die zwar demokratisch gewählt worden waren, aber nach dem Wahlsieg glaubten, für den Rest ihrer Amtszeit einen Freibrief zu haben, um nach Gutdünken zu handeln und ihre Wahlversprechen zu brechen.

In diesem Sinn bilden die Rebellion des Volkes in Argentinien im Dezember 2001, die zum Rücktritt des Präsidenten Fernando de la Rúa führte, und vor allem das Scheitern der neoliberalen Politik Carlos Ménems von 1989 bis 1999 für Lateinamerika in gewisser Weise ein Äquivalent zu dem, was für Europa der Fall der Mauer in Berlin am 9. November 1989 war, das heißt die endgültige Ablehnung eines dogmatischen, arroganten und antipopulären Modells.

Ein weiteres wichtiges Element: die Vereinigten Staaten, der »Pate« dieser Region (im Sinne der Mafia), die sie als ihren »Hinterhof« betrachten. Seit dem Golfkrieg von 1991 und verstärkt nach dem 11. September 2001 haben sie ihr geopolitisches Interesse auf den Nahen und Mittleren Osten gerichtet, wo sich sowohl das Öl als auch ihre größten gegenwärtigen Feinde befinden.

## **»Fidel Castro hat sein Volk nicht nur vom Hunger befreit, sondern auch vom Analphabetismus, von der Bettelei, der Kriminalität und der Unterwerfung unter das Imperium.«**

Diese Achsenverschiebung hat in Lateinamerika das Aufblühen verschiedener linker Projekte und Erfahrungen begünstigt und ohne Zweifel verhindert, dass diese wie zu früheren Zeiten bereits im Keim erstickt wurden. Eine Gelegenheit für Havanna, das die Zahl neuer und solider Verbündeter in der Region hat wachsen sehen, mit denen es politische Abkommen und Wirtschafts- und Handelsvereinigungen vervielfacht hat, vor allem mit dem Bolívar'schen Venezuela von Hugo Chávez. Auch auf dem Mercosur-Gipfeltreffen in Córdoba (Argentinien) unterzeichnete Fidel Castro am 21. Juli 2006 eine wichtige Handelsvereinbarung mit den Mitgliedsländern dieser Gruppe, darunter Brasilien und Argentinien, die auf diese Weise das US-amerikanische Embargo offen herausforderten und ihre Unterstützung für ein kleines Land in den Vordergrund stellten, das sich seit fast fünfzig Jahren weigert, vor der größten Macht der Welt in die Knie zu gehen.

Was wird passieren, wenn der kubanische Präsident aus biologischen Gründen von der Bildfläche verschwindet? Es ist offensichtlich, dass es Veränderungen geben wird, denn niemand innerhalb der Strukturen des kubanischen Staates (weder im Staat noch in der Partei oder in den Streitkräften) verfügt über seine Autorität. Eine Autorität, die ihm seine vierfache Rolle als Theoretiker der Revolution, siegreicher Militärführer, Staatsgründer und Stratege der kubanischen Politik seit achtundvierzig Jahren verleiht. Einige Analysten orakeln, dass, ähnlich wie in Osteuropa nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, die aktuelle Regierung sehr schnell gestürzt werden würde. Sie irren sich. Sie sind Opfer der gleichen Fata Morgana wie die Neokonservativen in den Vereinigten Staaten, die sich selbst mit der Überzeugung geblendet haben, alle autoritären Regimes seien ausnahmslos hohle Fassaden, die beim ersten Schlag zusammenbrächen. Eine Überzeugung, die bekanntermaßen die USA in die Afghanistanfalle und in den irakischen Morast geführt hat. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass wir in Kuba einen ähnlichen Übergang wie in Osteuropa erleben werden, wo ein von außen aufgezwungenes System, das von einem großen Teil der Bevölkerung abgelehnt wurde, in sehr kurzer Zeit zerbröckelte.

Den Beweis für diesen Irrtum erhielten wir am 31. Juli 2006, als Fidel nach einem komplizierten chirurgischen Eingriff, der von einem Darmbruch, einer akuten Darmkrise, die starke Blutungen nach sich zog, gefolgt war, zum ersten Mal seit 1959 und nur provisorisch all seine Ämter auf eine Gruppe von sieben Personen übertrug, die von Raúl Castro angeführt wurde. Zahlreiche Gegner beeilten sich daraufhin, den unmittelbar bevorstehenden Untergang des Regimes und den Aufstand der Bevölkerung zu prognostizieren.

Die Kubanisch-Amerikanische Nationalstiftung (FNCA) rief umgehend von Florida aus zu einer »militärischen oder zivilen Erhebung« auf, um die Regierung zu stürzen. Am 2. August stiftete auch George W. Bush einen Aufstand an und richtete folgende Botschaft an die Bewohner der Insel: »Wir werden euch in euren Anstrengungen für die Errichtung ... einer demokratischen Übergangsregierung unterstützen.« Gleichzeitig drohte Bush den Befürwortern der Revolution, die sich einem »freien Kuba« widersetzen sollten, mit Repressalien. Und dennoch vergingen die Tage, und gegen Ende Dezember 2006 verkündeten alle Beobachter, dass das Leben in Kuba seinen normalen Lauf nehme.

Auch wenn es die Gegner Fidel Castros nicht akzeptieren wollen, die Loyalität der großen Mehrheit der Kubaner (wenngleich nicht der Gesamtheit) zu ihrer Revolution ist eine politische Realität. Diese Loyalität basiert auf einem Patriotismus, dessen Wurzeln, im Gegensatz zu dem, was in den osteuropäischen Staaten geschah, im historischen Widerstand gegen die Annexionsambitionen der Vereinigten Staaten liegen.

Ob es den Verleumdern gefällt oder nicht – Fidel Castro hat seinen Platz im Pantheon der Persönlichkeiten der Weltgeschichte, die für soziale Gerechtigkeit gekämpft und ihre Solidarität mit den Unterdrückten dieser Erde unter Beweis gestellt haben. Wie der katholische Theologe Frei Betto aus Brasilien, ehemaliger Berater des Präsidenten Lula, es einmal ausdrückte: »Fidel Castro hat sein Volk nicht nur vom Hunger befreit, sondern auch vom Analphabetismus, von der Bettelei, der Kriminalität und der Unterwerfung unter das Imperium.«

Aus all diesen Gründen – und hinzu kam im März 2003 meine Ablehnung der Verhängung von langen Freiheitsstrafen für etwa siebzig Dissidenten und die Erschießung von drei Entführern eines Schiffes – schien es mir unbegreiflich, dass ein Machthaber von solcher Größe, der von den westlichen Medien derart scharf angegriffen wird, nicht die Gelegenheit haben sollte, seine eigene Version der Dinge darzustellen und Zeugnis abzulegen über die großen Kämpfe, die sein Leben geprägt haben.

Fidel Castro, ein so ausschweifender Redner, hat in seinem Leben nur wenige Interviews gegeben, und in fünfzig Jahren wurden nur vier längere Gespräche mit ihm veröffentlicht. Zwei mit dem italienischen Journalisten Gianni Miná, eines mit Frei Betto und zuletzt eines mit dem nicaraguanischen Schriftsteller und ehemaligen Minister der Sandinisten, Tomás Borge. Nach fast einem Jahr des Wartens ließ er mich wissen, dass er meinen Vorschlag akzeptierte und dass er mit mir das fünfte lange Gespräch seines Lebens führen würde.

Schließlich wurde es das längste und umfangreichste von allen.

Ich hatte mich gründlich vorbereitet, wie für einen Marathonlauf. Ich habe Dutzende von Büchern, Artikeln und Berichten gelesen oder noch einmal gelesen. Ich habe viele Freunde konsultiert, die den komplexen Verlauf der Kubanischen Revolution besser kennen als ich, die mir Fragen, Themen und Kritiken nahelegten. Ihnen ist das Interesse, das die Leser der in diesem Interviewbuch an Fidel Castro gerichteten Fragen empfinden mögen, zu danken.

Ein Interviewbuch ist ein literarisches oder journalistisches Mischgenre. Es ist altertümlich, denn eines der wichtigsten Werke dieses Genres, Eckermanns Gespräche mit Goethe in seinen letzten Jahren, stammt aus dem Jahr 1836, und gleichzeitig modern, weil die jüngsten Aufnahmetechniken die Verbreitung dieser Art von Werken begünstigt haben. Es gehört sowohl zur Welt des Journalismus als auch zu der des Essays. Zum Journalismus, weil das Interview ein journalistischer Vorgang schlechthin ist, wenn auch nicht so neu, wie man glauben mag: Das erste moderne Interview – zwischen dem Mormonenführer Brigham Young und dem Journalisten Horace Greeley – wurde am 20. August 1859 in der New York Tribune veröffentlicht. Und es gehört zum Essay, weil die Ausführlichkeit und die Langsamkeit bei der Herstellung eines Buches das Interview in gewisser Weise von seinem oberflächlichen, schnellen und improvisierten Aspekt befreien, den ihm vor allem die direkten und schnellen Medien wie Radio, Fernsehen und Internet verliehen haben.

Die Zeit für ein Buch ist tatsächlich länger und sein Status ein anderer, was dem Interviewten die Gelegenheit gibt, seine Erklärungen noch einmal zu lesen, eventuelle Verbesserungen und Korrekturen vorzunehmen und, wenn nötig, einige nützliche Präzisierungen hinzuzufügen. Auch der Interviewer seinerseits kann, frei vom Druck der Unmittelbarkeit bei Livesendungen, seine Fragen neu ordnen und gliedern, um dem Dialog einen besseren Rhythmus zu geben, denn das Interview ist auch ein literarisches Genre. Im vorliegenden Fall war es mir ein Bedürfnis, dass es auch ein zeitgeschichtliches Buch sein sollte, sodass ich die Erklärungen des kubanischen Präsidenten mit einem aufwendigen und üppigen Fußnoten- teil ergänzt habe, um Zusammenhänge zu erklären, über zitierte Persönlichkeiten zu informieren und an Geschehnisse zu erinnern; ganz zu schweigen von der Notwendigkeit ergänzender Beiträge, wie eine breite Bibliografie und eine Chronologie, die nützliche Referenzen in Bezug auf Zeit und Geografie liefern.

Bevor wir uns niederließen, um in der Stille und im Dämmerlicht seines Büros zu arbeiten – ein Teil des Interviews wurde für einen Dokumentarbericht gefilmt –, wollte ich diese Persönlichkeit ein wenig besser kennenlernen, sie bei ihren täglichen Arbeiten begleiten. Bis dahin hatte ich nur bei kurzen professionellen Treffen mit ihm gesprochen und nur über sehr präzise Themen: bei Reportagen über die Insel, meiner Teilnahme an einem Kongress oder irgendeinem Ereignis, wie die eingangs bereits erwähnte Buchmesse von Havanna. Er hat die Idee akzeptiert und mich eingeladen, ein paar Tage mit ihm unterwegs zu sein – sowohl innerhalb Kubas (Santiago, Holguín, Havanna) als auch im Ausland (Ecuador).

Die ganze Zeit über sprachen wir – in seinem offiziellen Fahrzeug, einem gepanzerten schwarzen Mercedes aus den 80er-Jahren mit einem im Fußraum hin und her polternden Maschinengewehr, im Präsidentenflugzeug, einer betagten sowjetischen Iljuschin Il-18, die seit 1970 nicht mehr produziert wird, oder auch zu Fuß, beim Mittagessen oder beim Abendessen – über die Nachrichten des Tages, über seine vergangenen Erfahrungen und aktuellen Sorgen. Über alle Themen, die man sich vorstellen kann, und ohne Aufnahmegerät. Später habe ich die Dialoge aus der Erinnerung heraus rekonstruiert und aufgeschrieben, denn wir hatten vereinbart, dass er diese vor der Veröffentlichung lesen und gegebenenfalls berichtigen könne.

So habe ich einen intimen, fast schüchternen Fidel kennengelernt. Gebildet, sehr gut erzogen und stets freundlich. Er hört seinen Gesprächspartnern intensiv zu und spricht selbst ohne Getue, mit Manieren und Gesten und mit einer etwas antiquierten Höflichkeit, die ihm manchmal die Bezeichnung »letzter spanischer Kavalier« einträgt. Er verhält sich anderen gegenüber stets rücksichtsvoll und aufmerksam, vor allem seinen Mitarbeitern und seiner Eskorte gegenüber – nie erhob er seine Stimme. Und niemals habe ich ihn einen Befehl erteilen hören. Aber wo immer er sich aufhält, er ist die absolute Autorität, ausschließlich aufgrund seiner überragenden Persönlichkeit. Wo er ist, hört man nur eine Stimme: seine. Er ist es, der alle Entscheidungen trifft, ob kleine oder große. Auch wenn er sich mit den politischen Entscheidungsträgern der Partei- und Staatsführung berät und die kollektive Entscheidungsfindung respektiert, so bleibt er doch stets die letzte Instanz. Seit dem Tod Che Guevaras gibt es im Zirkel der Macht, in dem er sich bewegt, niemanden, der ein dem seinen vergleichbares intellektuelles Kaliber hätte. In diesem Sinn weckt er den Eindruck, ein einsamer Mann zu sein, ohne einen engen Freund, ohne intellektuellen Partner gleichen Formats.

## **»Es sind die Ideen, die die Welt verändern, so wie Werkzeuge den Gegenstand verändern.«**

Er ist ein Mann, der, soweit ich das beurteilen kann, bescheiden lebt, fast spartanisch: keinerlei Luxus, nüchterne Einrichtung, gesundes und genügsames, makrobiotisches Essen. Er hat die Gewohnheiten eines Mönch-Soldaten. Die Mehrheit seiner Feinde gibt zu, dass er zu den wenigen Staatschefs gehört, die ihre Position nie dazu missbraucht haben, sich persönlich zu bereichern.

Er schläft kaum vier Stunden und, manchmal, eine oder zwei weitere Stunden irgendwann am Tag. Sein Arbeitstag, sieben Tage in der Woche, endet in der Regel um fünf oder sechs Uhr morgens, wenn der neue Tag beginnt. Mehrmals unterbrach er unser Gespräch um zwei oder drei Uhr morgens, um müde, aber lächelnd zu einer »wichtigen Sitzung« zu gehen, an der er teilnehmen musste. Auch ist er ein eingefleischter Frühaufsteher. Reisen, Unterwegssein, Sitzungen, Besuche und Reden reihen sich in intensivem Rhythmus wie eine Kette aneinander. Seine Assistenten – allesamt junge Leute um die dreißig und durchweg brillante Köpfe – sind am Ende des Tages gerädert. Sie schlafen im Stehen, erschöpft und unfähig, dem Rhythmus dieses unermüdlichen achtzigjährigen Señors zu folgen.

Fidel fordert Notizen und Berichte an, Telegramme, Nachrichten aus der nationalen und internationalen Presse, Statistiken, Zusammenfassungen von Fernseh- oder Radiosendungen, Ergebnisse von Meinungsumfragen im Land. Pausenlos telefoniert er mit dem Handy seines persönlichen Assistenten, Carlitos Valenciaga. Von einer unermüdlichen Neugier getrieben, hört er niemals auf, zu denken, zu grübeln, seine Berater anzuspornen. Stets wachsam, in Bewegung, an der Spitze eines kleinen Generalstabs – der Gruppe seiner Assistentinnen und Assistenten –, um eine neue Schlacht zu schlagen. Die Revolution immer und immer wieder neu zu erschaffen. Nichts widerstrebt ihm mehr als das Dogma, als Vorschriften, Regeln, System oder fertige Wahrheiten. Er ist der Antidogmatiker schlechthin. Instinktiv überschreitet er Grenzen, und, es liegt auf der Hand, er ist ein Rebell.

Fidel in Aktion zu sehen ist mitreißend. Als würde man die Politik in vollem Lauf erleben. Immer mit Ideen, das Udenkbare denkend, sich das Unvorstellbare vorstellend, mit einer Kreativität, die man nur als genial bezeichnen kann. In diesem Sinne könnte man sagen, dass er ein Schöpfer der Politik ist, so, wie andere Menschen Schöpfer auf dem Gebiet der Malerei oder Musik sind. Er ist unfähig, eine Idee zu haben, die keine große Idee ist, und seine Kühnheit ist spektakulär.

Ist ein Projekt durchdiskutiert und angenommen, hält ihn nichts auf. »Die Umsetzung folgt auf dem Fuße«, pflegte General de Gaulle zu sagen. Fidel denkt ebenso: Gesagt, getan.



Er glaubt leidenschaftlich an das, was er tut, und sein Enthusiasmus treibt die anderen an. Das muss Charisma sein. Worte werden zu Taten. Immer wieder sagt er: »Es sind die Ideen, die die Welt verändern, so wie Werkzeuge den Gegenstand verändern.«

Vor seiner gesundheitlichen Krise, die am 26. Juli 2006 begann, war Fidel ein Mann mit einem beeindruckenden Körper: ein Meter fünfundachtzig groß, athletisch und robust. Auf die zahlreichen Besucher, die er empfängt – viele aus dem Ausland –, übt der kubanische Comandante eine große Anziehungskraft aus, und wie ein großer Schauspieler weiß er seine unleugbare Verführungskunst zu nutzen.

Brillant und barock, es ist ihm ein Bedürfnis, in Kontakt mit einem Publikum zu kommunizieren. Er ist sich bewusst, dass eine seiner großen Stärken das Wort ist, mit dem er überzeugt und überredet. Wie kein anderer versteht er es, die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln, es zu bezwingen, zu elektrisieren, zu begeistern und Beifallsstürme auszulösen. Es gibt kein Schauspiel, das mit Fidel Castro vergleichbar wäre. Die ganze Zeit steht er, wiegt seinen Körper und klatscht auf das Mikrofon, lässt seine Stimme ertönen, setzt lange Pausen und fixiert die Menge mit seinem Blick, bewegt die Arme, als würde er ein Pferd zureiten, hebt den Zeigefinger und deutet auf das gezähmte Publikum. Es ist also ganz richtig, was der spanische Essayist Gregorio Marañón behauptet: »Ein großer Redner muss die Gestik eines Dompteurs beherrschen.«

Der Schriftsteller Gabriel García Márquez, der Fidel gut kennt, beschreibt ihn folgendermaßen, wie er zu den Massen spricht: »Er beginnt stets mit fast unhörbarer Stimme, mit unbestimmter Richtung, aber er nutzt jeden Funken, jeden Geistesblitz, um Boden zu gewinnen, Schritt für Schritt, bis er sich plötzlich mit einem großen Paukenschlag seiner Zuhörer bemächtigt. Es ist die Inspiration, ein unwiderstehliches und blendendes Begnadetsein, das nur jene leugnen, die nicht das Privileg hatten, es zu erleben.« Wie er die Redekunst beherrscht, unzählige Male beschrieben, ist sagenhaft. Ich spreche dabei nicht von seinen öffentlichen Reden, die größtenteils bekannt sind, sondern von einem einfachen Tischgespräch: ein Fluss von Worten – einfachen, ergreifenden Worten –, eine verbale Lawine, die er unentwegt mit tänzerischen Gesten seiner langen, feinen Hände begleitet.

Der ehemalige Präsident Ecuadors, Rodrigo Borja, erzählte am 1. Dezember 2006 in Havanna, dass er den damaligen französischen Präsidenten François Mitterrand in einem Gespräch gefragt habe: »Welcher politische Führer von allen, die Sie kennengelernt haben, hat Sie am meisten beeindruckt?« Und Mitterrand antwortete: »Ich werde Ihnen drei nennen: de Gaulle, Gorbatschow und Fidel Castro.« –

»Warum Fidel Castro?«, wunderte sich Borja. »Für seine Fähigkeit, die Zukunft vorauszusehen, und seinen Sinn für Geschichte«, erklärte Mitterrand.

In der Tat, Fidel besitzt einen tief in ihm verwurzelten Sinn für Geschichte und eine extreme Sensibilität gegenüber allem, was mit nationaler Identität zu tun hat. Er zitiert José Martí, den Helden der kubanischen Unabhängigkeit, dessen Werk er wieder und wieder liest, mehr als jede andere Persönlichkeit der sozialistischen oder Arbeiterbewegung. Wissenschaft und Forschung faszinieren, medizinischer Fortschritt begeistert ihn. Kinder heilen zu können, alle Kinder. Und es ist Realität, dass Tausende kubanischer Ärzte in Dutzenden von armen Ländern weltweit im Einsatz sind, um den ärmsten Menschen dieser Erde zu helfen.

Getrieben von menschlichem Mitgefühl und internationaler Solidarität, ist es sein tausendfach wiederholtes Bestreben, Gesundheit und Wissen zu säen, Medizin und Bildung für die ganze Welt. Ein utopischer Traum? Nicht umsonst ist Don Quichotte sein literarischer Held. Die Mehrheit seiner Gesprächspartner und sogar einige seiner Feinde geben unumwunden zu, dass Fidel Castro ein Mensch ist, der aus einer edlen Überzeugung heraus handelt, einem Ideal von Gleichheit und Gerechtigkeit. Diese seine Eigenschaft, die an den Satz Che Guevaras erinnert: »Eine große Revolution kann nur aus einem tiefen Gefühl der Liebe heraus entstehen«, hat den US-amerikanischen Filmproduzenten Oliver Stone tief beeindruckt. »Castro«, erklärte Stone, »ist ein außergewöhnlicher Gesprächspartner. Er schaut dir direkt in die Augen. Er erweckt den Eindruck, dass er dir sein Vertrauen schenkt, und das hat mir gefallen ... Castro ist einer der großen Weisen dieser Welt, eine Art Überlebender aus Don Quichotte. Ich bewundere seine Entschlossenheit, sein Selbstvertrauen und seine Ehrlichkeit.«

Er liebt die Präzision, die Genauigkeit, die Pünktlichkeit. Zu jedem Thema führt er akribische Berechnungen durch – und das in einer furchterregenden Geschwindigkeit. Ungefähr ist ihm nicht genug, er erinnert sich auch an das kleinste Detail. Bei unseren Gesprächen wurde er häufig von Pedro Álvarez Tabío begleitet, einem brillanten Historiker, der ihm – wenn nötig – half, sich an Einzelheiten zu erinnern, irgendein Datum, irgendeinen Namen, irgendeinen Sachverhalt ... Manchmal ging es dabei um seine eigene Vergangenheit (»Um wie viel Uhr bin ich damals auf der Siboney-Farm angekommen vor dem Sturm auf die Moncada-Kaserne?« – »Um soundso viel Uhr, Comandante«, antwortet Pedro.) oder manchmal auch um irgendeine Randerscheinung eines entfernten Ereignisses (»Wie hieß noch gleich der zweite Vorsitzende der Kommunistischen Partei Boliviens, der Che nicht helfen wollte?« – Pedro beantwortet auch diese Frage.).

Er ist das zweite Gedächtnis neben Fidels eigenem, das für sich bereits so umfangreich und faszinierend ist, dass es ihn manchmal daran zu hindern scheint, an ein Ereignis als solches zu denken, ohne bis ins letzte Detail zu gehen. Seine Gedanken sind wie ein Baum. Alles ist verzweigt und miteinander verbunden, alles hat mit allem zu tun. Ständige Exkurse, permanente Einschübe. Wenn er sich mit einem Thema

beschäftigt, dann führt ihn eine Idee zur nächsten, weil er sich dabei an eine Situation oder eine Person erinnert, und führt ihn zu einem Nebenthema oder einem neuen Aspekt und noch einem und noch einem. So weit fort vom ursprünglichen Thema, dass sein Gesprächspartner für einen Moment befürchtet, er habe den Faden verloren. Aber Fidel geht den ganzen Weg wieder zurück und nimmt den ursprünglichen Gedanken wieder auf.

Während der gesamten Zeit des einhundertstündigen Interviews hat es Fidel zu keinem Zeitpunkt abgelehnt, über ein bestimmtes Thema zu sprechen. Er hat nie – auch wenn dies für ein Interview dieses Ausmaßes nicht ungewöhnlich gewesen wäre – um eine Liste der Fragen oder der anzuschneidenden Themen gebeten. Er wusste – wir hatten kurz darüber diskutiert –, dass ich die lange Liste der Vorwürfe, Kritiken und Vorbehalte gegenüber der Kubanischen Revolution ansprechen wollte, sowohl die einiger ihrer Freunde als auch die ihrer Gegner. Er ist ein Intellektueller, und er fürchtet die Diskussion nicht. Im Gegenteil, er braucht sie, er fordert sie, er stimuliert sie, immer bereit, zu streiten, mit wem es auch sei. Mit Argumenten im Überfluss und einer beeindruckenden rhetorischen Meisterschaft. Mit großem Respekt vor seinem Gesprächspartner, mit viel Takt. Er ist einer, der gern diskutiert, und ein gefürchteter Polemiker, dabei kultiviert – lediglich Unredlichkeit und Hass stoßen ihn ab.

## **»Er ist einer, der gern diskutiert, und ein gefürchteter Polemiker, dabei kultiviert – lediglich Unredlichkeit und Hass stoßen ihn ab.«**

Wenn in diesem Buch irgendeine Frage oder irgendein Thema nicht angesprochen wurde, dann ist das auf mich als Interviewer zurückzuführen und nicht darauf, dass Fidel es abgelehnt hätte, den einen oder anderen Aspekt aus seinen langen politischen Erfahrungen anzusprechen. Allerdings muss ich anerkennen, dass einige Dialoge aufgrund der intellektuellen Ungleichheit zwischen den Gesprächspartnern am Ende eher Monologe geworden sind. Es ging in den Gesprächen nicht darum, zu debattieren oder zu polemisieren – ein Journalist ist kein Staatsmann –, sondern darum, eine persönliche Interpretation des biografischen und politischen Weges eines Mannes zu erhalten, der bereits Teil der Geschichte ist.

Nie habe ich diese narzisstischen Interviewer gemocht, die nicht aufhören, ihren Gesprächspartner anzugreifen, und denen es in erster Linie darum geht, zu beweisen, dass sie raffinierter, weiser und belesener sind als die Person, die ihnen gegenüber sitzt. Diese Journalisten hören ihrem Gesprächspartner nicht zu; sie hindern ihn daran, nachzudenken, und drangsalieren uns mit ihrem Gehabe. Auch jene gefallen mir nicht, die ihr Interview wie ein Polizeiverhör führen – als gäbe es auf der einen Seite einen Richter und folglich auf der anderen Seite einen Schuldigen, der ein Geständnis abzulegen hat. Oder sie betreiben es auf eine inquisitorische Art – der Henker vor dem Hinzurichtenden, dem er ein Geständnis entreißen soll. Für jene ist der Journalismus ein Gerichtsverfahren, eine Macht, die über allen anderen Mächten steht.

Eine ebenfalls unehrliche und sogar feige Auffassung vom Interview als journalistischem Genre ist es, der befragten Person unter dem Vorwand des freien Journalismus in den Rücken zu fallen (im Namen eines pervertierten Konzepts der Pressefreiheit) und mit den erhaltenen Aussagen zu machen, was man will: bestimmte Passagen zu bewahren und andere dagegen nicht, eine Erklärung aus ihrem Kontext zu reißen, gewisse Präzisierungen auszulassen und dem Befragten nicht zu gestatten, seine eigenen Erklärungen vor der Veröffentlichung noch einmal zu lesen.

Eines der Ziele dieser Gespräche mit Fidel Castro war es, die Argumente einer Person zu »hören«, die von den großen Massenmedien zugleich unerbittlich angegriffen und am häufigsten zensiert wird. Es scheint, als erschöpfe sich der journalistische Mut einiger Kollegen darin, sich der »Zensur des Konsenses« unterzuordnen, indem sie faul immer wieder das nachplappern, was die großen Medien seit Jahrzehnten zu bestimmten Themen gebetsmühlenartig wiederholen. Eine Art pawlowsche Dressur, die dazu führt, dass allein das Wort Kuba in bestimmten Ländern eine Litanei von Verallgemeinerungen auf den Plan ruft, die ad nauseam von jenen wiederholt werden, für die nach dem Leitsatz Goebbels' eine ständige Wiederholung einem Beweis gleichkommt. Niemand macht sich die Arbeit, die einzige und unilaterale Version der Tatsachen zu hinterfragen, die einige sich als Ergebnis von »Enthüllungen« – oder, noch stärker im Trend, als »Rechercheergebnisse« – zu präsentieren wagen. Eine journalistische Misere.

Ein weiteres Ziel dieses Buches war es, das »Geheimnis Fidel Castro« zu enthüllen. Wie kommt es, dass ein Kind, das in einer isolierten ländlichen Umgebung von reichen, konservativen und wenig gebildeten Eltern geboren und von Francos Jesuiten ausgebildet wird – in katholischen Schulen, die der Elite vorbehalten sind –, dass ein junger Mann, der mit den Söhnen der Bourgeoisie auf den Bänken der Rechtsfakultät saß, sich zu einem der größten Revolutionäre der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelt?

Auch wollte ich den »Menschen Fidel Castro« finden, der sich hinter seinen zahlreichen Funktionen verbirgt. Ich ging davon aus, dass ein Individuum seine wahre Persönlichkeit in einem zehnmütigen oder auch einem ein- bis zweistündigen Interview vielleicht verschleiern kann. Aber niemand kann das über einen so langen Zeitraum aufrechterhalten. In einem solchen Zeitfenster wird der Interviewte irgendwann seine Seele enthüllen, ob er will oder nicht. Er wird seine Maske fallen lassen und uns zeigen, wer er wirklich ist. Der Leser wird das in diesem Buch nachvollziehen können.

Die langen Arbeitssitzungen mit Fidel Castro, im Januar, Februar und Mai 2003, haben mir einen ersten Entwurf dieses Buches gebracht. Aber die Monate schritten voran, und der Text war noch immer nicht druckreif. Währenddessen ging das Leben in Kuba und in der Welt weiter. Die Verschiebung zwischen den besprochenen Themen und den neuen Problemen, die in der Welt auftraten (Irakkrieg, neue Situation in Lateinamerika, die Ausbreitung der Korruption in Kuba, der Unfall in Santa Clara, bei dem sich der Präsident das Knie zerschmetterte), setzte neue Akzente. Im Herbst 2004 kehrte ich also nach Havanna zurück, um einige Themen, über die wir gesprochen hatten, zu vervollständigen. Ende 2005 konnten wir dann nach vielen Stunden ergänzender Interviews das Buch aktualisieren und schließlich beenden.

Als Antwort oder Vervollständigung von Antworten zu bestimmten Themen, über die wir gesprochen hatten, schlug der Comandante vor, mir einige seiner jüngsten Reden oder Erklärungen zu überlassen, da er es für unnötig befand, bereits Geäußertes zu wiederholen. Er gestattete mir, in Zusammenarbeit mit einem seiner Mitarbeiter, dem Historiker Pedro Álvarez Tabío, Teile aus diesen Texten im Rahmen unseres Interviews abdruckend. Fidel wollte seine eigenen Worte wieder aufgreifen, und es schien mir sehr wichtig für ihn, sie in diesem Buch reproduziert zu sehen, das letztendlich eine Bilanz seines Lebens und seiner Gedanken zieht, womit seinen Äußerungen neue Bedeutung und Reichweite verliehen wird.

Schließlich beschlossen wir außerdem, gemeinsam Anmerkungen anzufügen, die es dem Leser ermöglichen würden, Hintergründe und weitere Informationen zu den von uns angesprochenen Themen zu erfahren. Dort, wo es mir für das Verständnis einer Sache notwendig erschien, habe ich mir erlaubt, die Notizen zu aktualisieren. Es kam mir zu keinem Zeitpunkt in den Sinn, sein Privatleben oder sein Liebesleben, seine Frau oder seine Kinder ins Spiel zu bringen ...

Fidel Castro hatte mir versprochen, all seine Antworten noch einmal gegenzulesen; aber seine zahlreichen Verpflichtungen ließen es nicht zu, sodass die erste Ausgabe dieses Buches im Jahr 2006 in Spanien erschien und im Monat darauf in Kuba – ohne dass er sie persönlich noch einmal gelesen hatte.

Der Comandante hält jedoch gern seine Versprechen, und so begann er, seine Antworten zu lesen und zu verbessern, nachdem das Buch bereits veröffentlicht worden war. Wie es seine Art ist, hat er sich dieser Aufgabe voll und ganz gewidmet. Er hat dieses minutiöse und langwierige Unterfangen neben seinen täglichen Verpflichtungen erledigt. Seine ohnehin sehr kurzen Nächte hat er weiter verkürzt, um Präzisierungen anzubringen, Sätze zu ergänzen und einige noch mündlich anmutende Ausdrücke der geschriebenen Sprache eines Buches besser anzugleichen. Er hat sogar einige der Personen, über die er in seinem Buch spricht, konsultiert, um sie zu fragen, ob das, was er über sie gesagt hat, der Wahrheit entspricht. Einige dieser Persönlichkeiten – unter ihnen Raúl Castro oder Hugo Chávez – haben ihn an interessante zusätzliche Details erinnert, die in diese Ausgabe mit eingeflossen sind.

Alle, die während dieser Zeit, im Juni und Juli 2006, mit Fidel zusammen waren, vor allem seine direkten Assistenten, haben erwähnt, wie sehr er sich diese Arbeit des Nachlesens zu Herzen genommen hat – ein weiteres Beispiel für seinen fast manischen Hang zur Perfektion. Einige seiner Mitarbeiter schließen nicht aus, dass diese Aufgabe – neben den Vorbereitungen zum Mercosur-Gipfel in Córdoba (Argentinien) – zu dem extremen Stress beigetragen hat, der am 26. Juli 2006 in die akute Darmkrise mündete.

Bereits Anfang August setzte Fidel nach einer komplizierten Darmoperation die Lektüre des letzten Buchkapitels fort. Dem argentinischen Schriftsteller Miguel Bonasso sagte er: »Ich habe das Buch weiter Korrektur gelesen, als es mir wirklich schlecht ging. Ich wollte es zu Ende bringen, denn ich wusste nicht, wie viel Zeit mir bleiben würde.«

Die vorliegende Ausgabe wurde also bis November 2006 von Fidel Castro persönlich überarbeitet, berichtigt und vervollständigt.

Welches sind nun die wichtigsten Unterschiede im Vergleich zur ersten spanischen Ausgabe? Es wurde ein Kapitel, das Kapitel 24, hinzugefügt. Dieses Kapitel, »Fidel und Frankreich«, war in der ersten Ausgabe nicht enthalten, weil es nicht rechtzeitig fertig geworden war. Es ist das letzte Kapitel, das Fidel Korrektur gelesen und ergänzt hat.

Abgesehen davon sind die meisten Änderungen, die der kubanische Präsident vorgenommen hat – vielleicht werden die Historiker eines Tages eine vollständige Liste derselben erstellen –, stilistischer Art, oder es handelt sich um eine Präzisierung bestimmter Details, wie vor allem in Kapitel 8, »In der Sierra Maestra«, bei denen es darum geht, den Kontext verständlicher zu machen, nicht aber darum, inhaltliche Änderungen vorzunehmen.

In vier Fällen wollte er jedoch Ergänzungen einbringen, die eine große Bereicherung dieses Werkes sind. Im 1. Kapitel hat er die Gedanken und Ausführungen über seine Mutter Lina beträchtlich ausgeweitet. Noch nie hat Fidel Castro, ein eher reservierter und fast keuscher Mann, so offen über seine Mutter gesprochen.

In Kapitel 13 hat er wichtige Briefe eingebracht, die er mit Nikita Chruschtschow während der Raketenkrise im Oktober 1962 ausgetauscht hat, die die Welt an den Rand eines Atomkrieges führte. Es ist nicht so, dass die Briefe nie veröffentlicht wurden, aber sie waren bisher nur einigen wenigen Experten zugänglich.

Das Kapitel 25, »Lateinamerika«, hat wahrscheinlich die meisten Änderungen zu verzeichnen. Besonders in dem Teil, wo Fidel über sein Wirken während des Staatsstreiches gegen den venezolanischen Präsidenten Hugo Chávez am 11. April 2002 berichtet. Mit den neuen, bisher unveröffentlichten Beiträgen – vor allem der Transkription der Telefongespräche mit den Offizieren, die Präsident Chávez treu geblieben waren – ist dieses Kapitel zu einem außerordentlichen historischen Dokument geworden.

Schließlich spricht Fidel in Kapitel 26, über den Irakkrieg, erstmals über die beiden persönlichen Briefe, die er an Saddam Hussein geschrieben hat und in denen er ihn mahnt, sich aus Kuwait zurückzuziehen.

In einem einzigen Fall hat Fidel seine ersten Erklärungen »zensiert«. Auch dies geschah in Kapitel 26 und in Bezug auf Saddam Hussein. In der ersten Ausgabe hatte er auf die Frage »Was denken Sie über Saddam Hussein?« geantwortet: »Wie soll ich das sagen ... ein Desaster ... ein verirrter Stratege, unbarmherzig gegenüber seinem Volk.« Diese Worte wurden in der vorliegenden Ausgabe gestrichen. Warum? Hier meine Erklärung: Fidel hatte diese Erklärung im Mai 2003 abgegeben, als Bagdad von der US-amerikanischen Armee eingenommen worden war. Damals war Saddam Hussein ein freier Mann, und man konnte sogar annehmen, dass er sich an die Spitze einer der bewaffneten Widerstandsbewegungen gesetzt hatte. In seinem Urteil über einen Mann, der mit der Waffe in der Hand kämpft, versteckt er die Empfindungen nicht, die der irakische Diktator in ihm hervorruft: »Ein verirrter Stratege. Unbarmherzig gegenüber seinem Volk.« Dreieinhalb Jahre später ist Saddam Hussein ein Gefangener der US-Amerikaner, zum Tode verurteilt und kurz vor seiner Exekution. In diesem Augenblick zieht Fidel seine Worte zurück. Man urteilt nicht mit solcher Härte über einen Menschen – unabhängig davon, was er getan hat –, der auf diese Weise erniedrigt und gedemütigt wird.

Der Fall der Berliner Mauer, das Verschwinden der Sowjetunion und das historische Scheitern des autoritären Staatssozialismus scheinen den Traum Fidel Castros nicht beeinträchtigt zu haben, in seinem Land eine neue, gerechtere Gesellschaft aufzubauen. Eine Gesellschaft, die gesünder lebt und besser gebildet ist, ohne Privatisierungen und Diskriminierungen, mit einer integralen, globalen Kultur. Und seine neuen, engen Bündnisse mit Hugo Chávez' Venezuela, Evo Morales' Bolivien und anderen Ländern Lateinamerikas stärken diese Überzeugung.

Im Winter seines Lebens und durch seine angeschlagene Gesundheit von der Macht entfernt, macht er mobil für die Verteidigung der Energierevolution, der Umwelt gegen die neoliberale Globalisierung und die interne Korruption. Er bleibt im Schützengraben, in vorderster Front und führt den Kampf für die Ideen, an die er glaubt. Und von denen, so scheint es, kann nichts und niemand ihn abbringen.

*Ignacio Ramonet, 31. Dezember 2006*

